

## **Es ist verpönt, das Verhalten von Männern und Frauen biologisch zu erklären. Das wäre jedoch wichtig, um einander besser zu verstehen**

Warum tun wir uns so schwer damit, auszusprechen, was wir ohnehin ahnen: dass sich Männer und Frauen unterscheiden – zum Beispiel bei der Gewalt oder beim Sex?

Reto U. Schneider (Text)

Wenn es in diesem Text um die biologischen Verhaltensunterschiede der Geschlechter im Tierreich ginge, dann könnte er ohne Umschweife mit den Breitfuss-Beutelmäusen beginnen, deren Männchen bis zu 14 Stunden kopulieren und danach – kaum ein Jahr alt – tot zusammenbrechen, während die Weibchen die Jungen zur Welt bringen und sich erneut fortpflanzen.

Aber dieser Text dreht sich um Verhaltensunterschiede bei Menschen und erfordert deshalb als erstes eine Definition.

Die Begriffe Mann und Frau meinen in diesem Artikel das biologische Geschlecht, wie es noch bis vor kurzem unumstritten war: Männer sind Menschen, die normalerweise viele kleine Spermien erzeugen, Frauen sind Menschen, die wenige grosse Eier bereitstellen. «Aus Sicht der Evolution ist das biologische Geschlecht binär. Beim Menschen gibt es zwei und nur zwei Geschlechter, die durch die Grösse der Keimzellen definiert sind. Es gibt keine Zwischenformen», sagt der Evolutionspsychologe David Buss von der University of Texas in Austin. Mittlerweile gibt es zwar Fachleute, die auch das biologische Geschlecht als Spektrum verstehen, etwa aufgrund unterschiedlicher Hormonspiegel oder Variationen bei der Ausbildung der Geschlechtsorgane. Aber die Einteilung in Spermienproduzenten und Eierproduzentinnen bleibt davon unberührt.

Diese binäre Einteilung der Geschlechter mag antiquiert klingen in einer Zeit, in der sich jede Stellenausschreibung an Männer, Frauen und Diverse wendet. Doch für Buss ist sie aus einem einfachen Grund sinnvoll: Einige der grössten durchschnittlichen Verhaltensunterschiede in der Psychologie treten zwischen Spermienproduzenten und Eierproduzentinnen auf. Manche lassen sich einfach durch die Umwelt erklären, etwa durch stereotype Erziehung oder die systematische Benachteiligung von Frauen. Andere blieben – soweit man das weiss – über alle Kulturen und Zeiten derart stabil, dass eine ausschliesslich gesellschaftliche Erklärung unwahrscheinlich scheint. Dazu gehören zum Beispiel die höhere Gewaltbereitschaft von Männern, ihr grösseres Verlangen nach Gelegenheitssex mit wechselnden Partnerinnen und Partnern oder ihre stärkere Reaktion auf visuelle erotische Reize.

In seinem neusten Buch, «When Men Behave Badly», zeigt David Buss auf, wie sich diese Unterschiede direkt aus der Grösse von Ei und Spermium und den dadurch vorgegebenen Rollen der Geschlechter bei der Fortpflanzung ergeben. Wie es dazu kommt, ist eigentlich schon lange bekannt und wird in immer neuen Studien bestätigt. In den Biologieunterricht oder in die Sexualpädagogik haben diese biologisch verankerten Differenzen bisher trotzdem kaum Eingang gefunden. Damit wird möglicherweise eine grosse Chance vergeben. «Sexuelle Gewalt von Männern gegen Frauen ist nach wie vor das am weitesten verbreitete Menschenrechtsproblem der Welt», sagt Buss, «die Aufklärung darüber, dass Männer und Frauen ein unterschiedliches sexuelles Innenleben haben, wäre da hilfreich.» Auch die Evolutionspsychologin Maryanne Fisher von der Saint Mary's University in Halifax, Kanada, ist der Meinung, dass die Kenntnis der ausgeprägten geschlechtsspezifischen Unterschiede den Menschen helfen könnte, «sich in ihren Beziehungen zurechtzufinden, sich selbst besser zu verstehen oder vergangene Situationen zu verarbeiten».

In der Weiterbildung von Sexualpädagoginnen und Sexualpädagogen werde neben den Sozialwissenschaften auch die Evolutionspsychologie einbezogen, sagt Daniel Kunz, Fachmann für sexuelle Gesundheit an der Hochschule Luzern. Auch er beobachtet Unterschiede zwischen Männern und Frauen: etwa dass Männer viel stärker auf Pornografie ansprechen und sich häufiger selbst befriedigen. Wie diese markanten Unterschiede in der Evolution entstehen konnten, wird allerdings nicht behandelt. «Die Sexualpädagogik ist sehr pragmatisch und auf die Lebenswelt der Jugendlichen ausgerichtet. Sie soll Wissen liefern, das dem Alter und Entwicklungsstand der Kinder und Jugendlichen entspricht.» Wie das genau geschehe, hänge stark von den Lehrpersonen ab.

In der Praxis erfahren die jungen Leute also kaum, dass sich die beiden Geschlechter in ihrem Sexualverhalten aus evolutionären Gründen grundsätzlich unterscheiden. In Hintergrundgesprächen zeigten mehrere Sexualpädagoginnen und Sexualpädagogen grosse Skepsis gegenüber biologischen Erklärungen. In gesichteten Unterrichtsmaterialien taucht das Thema gar nicht erst auf. «Manche Leute scheinen zu glauben, dass die Evolution ein Prozess sei, der zwar auf den menschlichen Körper angewandt wurde, aber nicht auf das menschliche Gehirn», sagt David Buss.

Eine Schwierigkeit vermutet Buss darin, dass viele Lehrpersonen gar nicht wüssten, wie die unterschiedliche Fortpflanzungsbiologie von Mann und Frau durch die Evolution zu den geschlechtstypischen Verhalten führten.

Hier die Kurzversion: Die Evolutionspsychologie geht davon aus, dass unsere Gefühle und Verlangen Resultat der Evolution während unserer Stammesgeschichte sind, die wir in einer Welt ohne Kinderkrippen, Verhütungsmittel und Pornografie verbrachten. Sex bedeutete damals immer die Möglichkeit, Kinder zu zeugen, und nackte Menschen gab es nur zu sehen, wenn sie vor einem standen.